

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

15] Roman von O. Eugen Thossan.

Als Herr Bickendrath sah, daß von Fritzen ein feierliches Eingeständniß seiner Schuld nicht zu erwarten war, nahm er die Miene des weisen und überlegenen Mannes an, der auf die Thorheiten der Jugend mit lächelnder Verachtung herabblückt. Auf eine Kraftprobe mochte er es doch nicht noch einmal antommen lassen. Fritze aber sah in dieser Taktik nur die Schwäche, nicht die Klugheit, und wurde in seinem Siegerbewußtsein bestärkt.

Als drei Tage so hingegangen waren, klopfte es des Abends leise an Fritzens Zimmer. Er war allein, da er Emil noch zu einer Besorgung in die Stadt geschickt hatte. Die Schmidt's pflegten nicht anzuklopfen, es mußte also ein seltener Besuch sein. Rasch knöpfte er die alte Foppe über das rothe Wollhemd, fuhr in die ausgetretenen Pantoffeln, die er vorher unter den Tisch geschlenkelt hatte, und rief herein!

Manni! . . . Donnerwetter!

Für Damenbesuch war er eigentlich auch so noch nicht recht angezogen. Die Beinkleider, der Fessel der Hosenträger entledigt, suchten sich bei jeder seiner Bewegungen ihrem Beruf zu entziehen, und die Foppe konnte beim besten Willen nicht mehr für salonfähig gelten. Außerdem mußte sie etwas Besonderes haben, sie kam sonst nie um diese Zeit in die Schülerzimmer. Aber da war nun nichts mehr zu machen. Vor allen Dingen mußte dafür gesorgt werden, daß sie Platz nahm, damit er sich auch setzen konnte. Aber sie dankte. Das war sehr unangenehm. Er half sich indes, so gut es ging, indem er sich mit seiner Rückseite stramm wider die Kante des Tisches lehnte. So konnte nichts passieren.

Also — was ihm die Ehre verschaffte?

Von Ehre wäre gar nicht die Rede, gab sie etwas spitz zur Antwort, sondern von seinem Nuckchen mit dem Vater. Er mußte doch einsehen, daß das nicht so weiter ginge.

„Weshalb soll es denn nicht so weiter gehen? Mir thut das keinen Schaden.“

Er war auch ein bißchen ärgerlich auf sie. In die Meinungsverschiedenheiten der Männer sollen sich die Weiber nicht einmischen, das war seine Ansicht.

Manni wurde betrübt. „Aber mir ist es doch so schrecklich.“

Das gab ihm einen Stich durch's Herz. Es fehlte nicht viel, so wäre er auf sie losgestürzt, um ihr die Hände zu küssen oder sonst etwas Dummes zu thun. Er besann sich jedoch noch zur rechten Zeit, daß das in anbetrachter seiner Bekleidungsstände einfach unmöglich war, und blieb steif wider den Tisch gedrückt stehen.

Manni nahm seine Regungslosigkeit für Verstocktheit und begann sich nach der Thür zurückzuziehen. Da rief er schnell:

„Ja, Fräulein Manni, was soll ich denn thun?“

„Was Sie thun sollen? Das können Sie sich doch an den zehn Fingern abklabieren.“

„Nein, das kann ich wahrhaftig nicht. Sagen Sie's mir! Und wenn's zu machen ist, dann wird's gemacht.“

„Aber ich bitte Sie! daß man Ihnen das sagen muß, das ist ja gerade das Schlimme. Wird's Ihnen denn nur so schwer?“

„Was denn?“

„Na — den Vater um Verzeihung zu bitten.“

Fritze mußte sich mit beiden Händen an der Tischplatte festklammern, um den unumgänglich nöthigen Rückhalt nicht wieder zu verlieren.

„Um Verzeihung bitten! Aber wie komme ich denn dazu? Ich habe ihm ja gar nichts zu Leid gethan.“

„O ja, das haben Sie wohl. Sie haben ihn angeschauzt, daß es nicht mehr schön war. Wir haben's bis in die Küche gehört, die Mutter und ich.“

„Aber er hat mich doch zuerst angegriffen. Er hat mich ungerecht behandelt, und das ertrag' ich nicht. Ich ertrage es einfach nicht. Daß er immer Alles mir aufspaden will und den Johannes schont. An dem hat er einen Narren gefressen,

meinetwegen. Er wird schon noch einmal sehen, was er an ihm hat, an dem — na, davon will ich nicht sprechen. Mir kann's ja gleich sein. Aber mich kann er nicht leiden, das weiß ich wohl und deshalb haßt er auf mich ein, sobald es was zu haßen giebt; nur deshalb. Und das laß' ich mir nicht gefallen.“

Manni konnte ihm nicht so ganz Unrecht geben. Sie wußte, daß der Vater gegen ihn eingenommen war und einen Biß auf ihn hatte. Aber sie war gekommen, um jeden Preis eine Veröthung herbeizuführen. Deshalb fuhr sie eindrucklich fort:

„Und wenn er selbst im Unrecht war, durften Sie ihn doch nicht so anfahren. Das geht einfach nicht.“

Fritze lachte. „Es ging ganz schön, meine ich. Das ist nun mal nicht anders bei mir: Wer mich haut, den hau ich wieder.“

Der unbestrittene Sieg, den er damals davongetragen, stieg ihm wieder zu Kopfe.

Manni überhörte absichtlich die ungünstige Wendung, die das Gespräch für ihre Absicht nehmen wollte. Sie machte das halb schmolgende, halb loedende Fräulein, das junge Mädchen anzunehmen pflegen, wenn sie in der Verfolgung ihrer Ziele den unfruchtbaren Pfad der Logik verlassen und den Segner auf die blumige Au ihrer persönlichen Anmuth zu führen suchten.

„Thun Sie's doch, bitten Sie ihn doch um Verzeihung!“ bettete sie. „Oder sagen Sie ihm wenigstens, daß es Ihnen leid thut — oder sagen Sie mir überhaupt was, es ist ja ganz gleich, nur ein gutes Wort!“

Aber der Dickkopf war nicht so leicht mürbe zu kriegen.

„Wenn er mir zuerst Unrecht gethan hat, dann muß er auch zuerst mir ein gutes Wort gönnen. Nachher komm ich an die Reihe.“

In Manni stieg der Merger wieder hoch. So ein Drummbar! Nicht einmal auf den Ton reagierte er. Eigentlich schon mehr Flegel. Aber sie beherrschte sich noch einmal und sagte milde:

„Er ist doch so viel älter als Sie.“

Damit aber hatte sie ganz daneben geschossen.

„Nee, Fräulein Manni,“ entgegnete er mit dem ganzen Selbstbewußtsein seiner neunzehn Jahre; „das zieht bei mir nicht. Mann ist Mann. Die Jahre machen dabei gar keinen Unterschied. Ich habe in meinem Leben schon viel alte Esel kennen gelernt, daß ich vor dem Alter an und für sich noch lange keinen Respekt habe.“

Er meinte es wirklich ganz allgemein. Aber sie hörte nur die Beziehung auf ihren Vater heraus. Sie war wüthend.

„So?“ rief sie. „Also so kommt's raus! Ich danke schön! Das ist auch eine Ansicht. Und meine Meinung will ich Ihnen nun auch sagen: Ein eingebildeter dummer Junge sind Sie — und weiter nichts. Damit Sie es nur wissen!“

„Schrumm — war sie raus.“

Vor der Thüre wartete sie einen Augenblick, ob er nicht hinter ihr hergestürzt käme. Aber er konnte ja nicht. Selbst wenn er gewollt hätte. Und er wollte gar nicht einmal. Er wußte überhaupt nicht, wie ihm geschehen war. Er war starr. So hatte er sich den Ausgang nicht gedacht. Er hatte sich nur nicht so ohne Weiteres klein kriegen lassen wollen. Hinterher, wenn sie noch ein Weilchen recht schön gebeten hätte, vielleicht — aber so? Nee! Und eine etende Wuth packte ihn, gegen sich selbst, gegen Manni, die dumme Gans, gegen den alten Bickendrath, den verbohrten Kerl mit seinem Erziehungs-batterich, gegen alle Welt.

Die Wuth ersticte ihn bald, er mußte sich Luft verschaffen. Es half alles nichts, er mußte abräumen. Er legte den rechten Arm lang ausgestreckt auf den Tisch und lehrte mit einem mächtigen Schwung Alles auf die Erde, was darauf lag: Bücher, Tinteufäß, Federn und Bleistifte, Hefte und die Hosenträger.

Nur die Lampe schonte er, sobiel Ueberlegung mußte er sich zu bewahren. Aber daß er sie zu schonen genöthigt war, das raubte der Erleichterungskur ein gut Theil von ihrer Wirkung. Er war noch nicht gesättigt.

Da kam Emil, das Unglückswurm, nach Hause. Ueber ihn ergoß sich nun der ganze Wildhaß seines Bornes. Wo er

so lange geblieben wäre? Gätte sich natürlich wieder rumgetrieben und Geschäftchen gemacht. Nächstens flöge die ganze Leihbibliothek zum Fenster hinaus. Er solle sich nach Hause scheren, wenn er seine Beforgung gemacht hätte. Seit einer halben Stunde warte er auf ihn und sein elendes Packet Tabak. Und in der Zwischenzeit rückten ihm die Frauenzimmer auf die Bude und machten ihm Szenen. Wenn er dagesewen wäre, hätte das natürlich nicht geschehen können. Und so weiter und so weiter.

Emil erwiderte kein Wort. Aber in seiner kleinen Seele erstarrte in diesem Moment der letzte Funke der Freundschaft für seinen Stubenkollegen, die vordem in so hellen Flammen gebrannt. Allerdings hatte in den letzten Tagen die Klugheit den Brand schon stark gelöscht. Man muß es nie mit Einem halten, wenn man es dadurch mit allen Anderen verdirbt. Er war aus Damberg, und sein Vater war Geschäftsmann.

Von da an herrschte eine laute fröhliche Einigkeit zwischen allen Gliedern der Gemeinde Zickendrath mit Ausschluß Friens.

Das Klavier war angekommen, und Johannes brosch den ganzen Tag darauf herum. Es hatte nur einen dünnen, zirpenden Ton wie eine Zither; aber der Spieler wußte dieses Manko durch fortgesetzte Anwendung des Pedals und sorgfältige Vermeidung des Piano nahezu auszugleichen. Zuletzt fing er auch noch an zu singen. Seine Spezialität war ein Reiterlied mit vierzehn Strophen. Gegen das Ende jeder Strophe kam ein hoher Ton vor, bei dem ihm jedesmal die Stimme überschnappte. Aber das schadete nichts. Alle fanden es wunderschön und freuten sich der neuen Errungenschaft.

Auch Gustel glaubte etwas Besonderes thun zu müssen, um seine schmachvolle Vergangenheit zu sühnen. Obgleich es gar nicht nötig gewesen wäre. Herr Zickendrath trug schon längst keinen Groll mehr gegen ihn. Aber immerhin war seine neueste minniße Nummer bei ihrer ersten Vorführung von solchem Erfolg begleitet gewesen, daß er sie seitdem bei jeder Gelegenheit wiederholte. Unter allgemeinem Jubel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die arme Wittve.

Von Otto Breitmann.

(Schluß.)

Erschreckt lenkte sie ein: „Ach, lieber Herr Wachtmeister! Bedenken Sie doch! Ich bin eine alleinstehende Frau, und das Geschäft geht so schlecht und Sie werden mich doch nicht ruinieren wollen? Ach Gott, ach Gott! Wenn doch bloß das Geschäft besser ginge; ich würde ja gerne noch eine Stube mieten, damit die Leute eine ordentliche Schlafstelle haben. . . Aber sehen Sie da drüben, mein Konkurrent, der hat mir die ganzen Stunden weggenommen.“

„Aber Sie beschäftigen doch noch vier Leute. . . Wie ist's denn mit der Arbeitszeit?“

Bestürzt sieht sie ihn an. Dann blickt sie hinaus. Die Gesellen sind fertig mit dem Holzabladen. Wenn er die nur nicht verhört! Rasch zieht sie ihn in die Stube und sagt bittend: „Ach machen Sie es doch nur gnädig mit mir, liebster Herr Wachtmeister! Ach, ich bin eine von schwerem Unglück verfolgte Frau! Mein Mann, mein liebster Mann ist mir zu früh gestorben! . . . Glauben Sie denn nicht auch, wie schwer es ist, ein Geschäft zu erhalten, wenn kein Mann da ist? Unserems kann ja gar nicht so hinterher sein. Und die fremden Leute. . . Bedenken Sie doch nur, ich bin eine arme Wittve. Und dann habe ich solch Unglück mit meinem Kind. . . es ist nicht recht klar im Kopfe. So'n klein bißchen schusselig. . . Ach, Sie können sich gar nicht denken, was es heißt, so. . . ein. . . Unglückskind. . . zu. . . ha—a—aben!“ Sie schluchzt und winnert: „Ach Gott, ach Gott, ach Gott! Ich bin ja 'ne arme Wittve. Lassen Sie's doch bloß noch dies eine Mal: Ich will ja Alles machen lassen; morgen. . . übermorgen. . . in acht Tagen soll Alles nach Vorschrift sein.“

Er wird schon wandelnd. Doch um geschmähig zu bleiben, sagt er rauh: „Nein, das geht nicht!“

„Ach, liebster, bester Herr Wachtmeister! Sie können sich fest darauf verlassen, ich lasse Alles machen. — Stürzen Sie mich doch nicht noch tiefer ins Unglück. Ich bin doch nur 'ne arme Wittve!“

„Ja, das kann ich Ihnen aber sagen, ist in acht Tagen nicht Alles in Ordnung. . . Sie haben doch die Verordnung seiner Zeit bekommen? . . . Na, also; ist es in acht Tagen, vergessen Sie nicht: acht Tage! . . . dann muß Alles fit und fertig sein! Ich komme selber nachsehen!“

Er ist schon in der Thüre. Sie lächelt dankbar und nickt, als wenn es eine Beleidigung wäre, wenn er an ihrem Versprechen zweifeln würde.

Die acht Tage sind um. Es ist noch kälter geworden. Selbst die Fenster, hinter denen den ganzen Tag geheizt wird, sind fast ganz mit Eis bedeckt. Die Menschen gehen noch rascher als vor einer Woche. Es ist, wie wenn sogar die jungen Damen und Kinder Gewohnheitsstrinker wären: Aller Rasen sind geröthet. Ja, manchen ist das ganze Gesicht wie mit Karmin bestrichen. Ihren Hauch zerstreut ein stöhiger Wind.

In dem Hause, wo die Väterwittve wohnt, sind fast alle Fenster mit Eisblumen bedeckt. Nur das Fenster ihrer Stube ist ziemlich klar. Der magere Kopf ihrer Tochter erhebt sich dahinter. Sie sieht stumpf zu, wie die Gesellen wieder eine Karre Holz abladen. Ganze Schichte nehmen sie auf ihre Arme und werfen sie rasch in den Keller, daß es kracht und poltert.

Das Mädchen sieht mit offenem Munde da und verfolgt jede ihrer Bewegungen. Doch so star und verständnißlos, als wenn sie eine mechanische Puppe wäre. Ueber dem Zusehen hat sie vergessen, an ihren Fingernägeln weiter zu knabbern, trotzdem sie die Hand noch an die Lippen hält.

Da schellt die Ladenklingel. Das Mädchen schreckt auf und sieht nach, ob ein Käufer gekommen ist.

Der Wachtmeister steht im Laden und fragt nach der Mutter.

„Mutter?“ lächelt das Mädchen. „Mutter ist weg.“

„So, wo ist sie denn?“

Das Mädchen wird mißtrauisch: „Ja. . . kann ich ihr nicht bestellen? . . . Sie kommt bald wieder.“

„Bestellen können Sie das nicht.“
Er sieht sie forschend an. „Im. . . so sehr häßlich ist sie nicht. Und dann ist sie auch gerade in dem Alter, wo die Mädchen amlieblichsten aussehen. . . achtzehn. . . zwanzig Jahr wird sie sein.“
„Ach, Sie sind ja auch sogar schon verlobt!“ sagte er überrascht.

Sie wird roth. „Ja, ich bin verlobt!“ sagt sie stolz.

„Dann ist wohl bald Hochzeit?“

„Ja. . . in acht Wochen. . . Darum ist ja Mutter weg.“ Sie wird zutraulicher. „Sie bringt die Wäsche zur Stickerin. Für beinahe zweitausend Mark Wäsche. Ach ja, Mutter ist gut. Möbel kauft sie uns auch noch, und dann kriegt mein Bräutigam noch neuntausend Mark, damit er sich ein Geschäft einrichten kann. Er ist nämlich Schneider. Da habe ich denn nicht so viel zu thun. Da brauche ich keine Kunden bedienen.“

Der Beamte hat das Letzte kaum gehört. „So, so, neuntausend Mark bekommen Sie mit?“ fragt er gebehnt.

Sie sieht ihn blöde an: „Ja, neuntausend Mark. Mein Bräutigam meint, meine Mutter müßte noch mehr ranrücken; sie hätte sicher noch mehr. Aber, nicht wahr, das ist doch schon genug, wo er doch gar nichts hat und sogar budelig ist?“

„Ja, ja!“ sagt er ärgerlich, daß er sich von der Alten so sehr hatte hinters Licht führen lassen. Er stampft mit dem Fuß und zischt: „Verfluchte Heze!“

Das Mädchen sieht ihn verwundert an.

„Sagen Sie, laden Ihre Gesellen alle Tage während der Ruhepause Holz ab?“

„Nein, nur jeden vierten Tag. Mutter meint, man müsse jeden, auch den kleinsten Vortheil mitnehmen. . . überhaupt, wenn man ein Geschäft hat. Sie sagt, das müßte ich noch lernen.“

„Aber das ist ja eine grenzenlose Gemeinheit!“ fährt der Wachtmeister los, dessen Kopf ganz roth angeschwollen ist. „Sie, hören Sie mal!“ sagt er zu den durchgehenden Gesellen; „ist die Badstube umgeändert?“

„Ne.“

„Und wo schlafen Sie denn jetzt?“

„Na. . . da, wo wir schon immer schlafen mußten — im Loch hinter der Badstube.“

„Himmelluder!“ Der Wachtmeister ersticht schier vor Zorn. „Na wartet! Das werde ich Euch anstreichen! Solche Schwefelbände! Solche Schwindelbrut!“

In der Ladenthür schimpft er noch. . .

Als Frau Baalzw am nächsten Tage ein Strafmandat bekam, fiel sie kreischend über ihre Tochter her, schlug und trugte sie. Sie tobte sich aus. Dann sah sie das Mädchen an, das nicht verstand, warum es geschlagen wurde. Die Mutter hatte es doch sonst so verhätschelt.

Und da umarmte und herzte die Wittve ihr Kind, das furchtsam lächelte.

„Ach Gott, ach Gott! Daß ich auch mit Dir bestraft worden bin!“ jammerte die Frau. „Daß ich auch so dumm war, den alten Ekel zu heirathen. Ach, so ein Kind zu haben, so ein Kind zu haben.“

Sie drückte das Kind an sich und weinte die ersten echten Thränen über das arme Geschöpf, das sie so leidenschaftlich liebte, und aus Reue über ihre Ehe, bei der die Habgier die Kupplerin gewesen war. Aber als sie sich ausgeweint hatte, beschloß sie, nicht gleich die Strafe zu zahlen, sondern gerichtliche Entscheidung zu beantragen.

Die Richter glaubten nicht, was die Gesellen erzählten. Sie hielten das für Ubertreibung, für böswillige Nachsicht.

Frau Baalzw merkte, daß der Gerichtshof ihr günstig gesinnt war und bat recht innig um Freisprechung. „Glauben Sie nur, hoher Herr Gerichtshof, eine Strafe wäre für mich ein unüberwindlicher Schlag. Ach, uns kleinen Geschäftsleuten geht es ja so schlecht.“

Sonst wäre ich wahrscheinlich nicht in der alten Fahne hier erschienen.“ Sie hob ihr schädiges Kleid mit beiden Händen zur Seite hoch, daß es über die Schraube der Anklagebant reichte.

Die Männer in den schwarzen Kalaren sahen mitleidig nach ihr hin.

Da trat der Wachtmeister vor, der noch nicht verhört worden war, und der bis dahin an der Barrière des Zuschauerraumes hinter den Gesellen gestanden hatte, und bat, reden zu dürfen: „Ich muß nur bemerken, daß sich alles so verhält, wie die Zeugen angegeben haben und daß Frau Paalzow durchaus keine arme Frau.“

„Doch, doch!“ schrie sie dazwischen. „Durchaus keine arme Frau ist,“ fuhr der Wachtmeister fort. „Sie giebt ihrer Tochter neuntausend Mark baares Geld mit.“

„Schwindler, Betrüger!“ schrie Frau Paalzow gellend. „Wer hat das gesagt?“

„Ich muß Ihnen sagen, daß Sie hier nur zu sprechen haben, wenn ich Sie dazu auffordere!“ sagte der Vorsitzende.

„Die Tochter hat es selbst erzählt,“ meinte der Wachtmeister ruhig.

Sie fühlt, daß sie die Sympathie der Richter schon verschertzt hatte. Aus Wuth hierüber fing sie an zu toben: „Das ist eine Verückte! Meine Tochter ist unzurechnungsfähig! Und ich bezahle keine Strafe!“

„Ich habe mich genau erkundigt; Frau Paalzow ist wohlhabend,“ sagt der Wachtmeister mit Nachdruck.

Sie tobte weiter: „Das ist eine Lüge! Gemeinheit! Niedertracht!“

Der Richter sagte, als er sich mit den anderen verständigt hatte: „Die Angeklagte ist wegen Ungebühr zu einem Tag Haft verurtheilt. Sofort vollstreckbar!“

Da bettelte sie: „Ach, bedenken Sie doch! Ich bin eine arme Wittwe! Eine alleinstehende Frau!“ Sie schluchzte heftig: „Eine arme Wittwe!“

Doch es half ihr nicht. Sie mußte den Tag absitzen und die Geldstrafe wurde ihr verdoppelt, trotzdem sie behauptete, sie sei: „Eine arme Wittwe.“ —

Kleines Feuilleton.

— Adolf Menzel's Krönungsbild. Nicht immer, so wird der „Frankf. Ztg.“ aus Berlin geschrieben, hat Adolf Menzel sich von Seiten des Berliner Hofes der Werthschätzung erfreut, die sich in der ihm unlängst verliehenen Auszeichnung ausspricht. Auch sein großes Krönungsbild war Veranlassung zu einem ziemlich heftigen Konflikt, und zwar mit König Wilhelm I. Als Honorar war dem Künstler die Summe von 12 000 Thalern bewilligt worden. Der damals — ebenso wie heut — grassirende Personenwechsel in den ersten Staatsämtern bewirkte, daß Menzel — der nun auch jeden neuen Mann auf dem Prunkbild anbringen sollte — nie dazu kam, seinen Entwurf ganz zu vollenden, und immer neue Gesichter und Gruppen der Versammlung einzufügen hatte, bis er es schließlich auf ca. 25 mehr oder minder weit ausgeführte Entwürfe brachte. Die ihm dadurch erwachsende große Mühe und Arbeitslast berechnete ihn seiner Ansicht nach zur Forderung eines höheren Honorars, und er stellte deshalb nach Vollendung des Bildes seinen Preis auf 16 000 Thaler. Wilhelm I. stand aber auf seinem Schein: mit Menzel sei ein Honorar von 12 000 Thalern vereinbart worden und mehr habe er nicht zu kriegen. Dann, erwiderte der Künstler, würde er das Bild überhaupt nicht herausgeben, sondern es behalten und sich mit dem Bewußtsein trösten, auch einmal für einen künstlerischen Zimmermann und viel Geld ausgegeben zu haben. Nach längerem Hin- und Herparlamentiren entschloß sich der König endlich zu einer Konzession. Das Bild sollte der Akademie der Künste vorgelegt werden, und diese würde darüber entscheiden, ob es 16 000 Thaler werth sei oder nur 12 000. Das aber wollte Menzel erst recht nicht zugeben: Das fiele ihm garnicht ein. In der ganzen Akademie sei überhaupt nicht ein Einziger, der die Berechtigung hätte, über das Bild zu Gericht zu sitzen. Entweder gebe man ihm die verlangten 16 000 Thaler oder das Bild sei ihm garnicht veräußlich. Endlich mußte der König in den lauren Apfel beißen und die 16 000 Thaler bewilligen. —

gk. Ueber das Familienleben in der Welt der amerikanischen Millionäre schreibt L. de Norvins in dem neuesten Heft der „Revue des Revues“: Der Mutterinstinkt ist in den Frauen der amerikanischen Gesellschaft nicht sehr stark entwickelt. Woher sollten sie die Zeit finden, Kinder zu haben, wenn ihr ganzes Dasein ausgefüllt wird durch Bälle, Feste, Dinners und Empfangstage? Mutter werden, das würde für sie bedeuten, sich für eine Reihe von Monaten vollständig von der Gesellschaft zurückziehen und so nicht in der Lage zu sein, durch glänzende Toiletten ihre Rivalinnen auszustechen. Daher sehen sie die Mutterschaft als eine Last an, und ihr monströser Egoismus verbietet ihnen, diese auf sich zu nehmen. Man gehe, schreibt Norvins, durch die Millionärstraße in New-York, die fünfte Avenue, in der man so stolz darauf ist, daß in der Ausdehnung einer Meile nur „Multimillionäre“ wohnen, und schaue sich die kostbaren Paläste, die an ihr liegen, daraufhin an: Unfruchtbarkeit ist dort die Regel, das Vorhandensein von Kindern die seltene Ausnahme. 45 Paläste kann man zählen, und nur in vieren von diesen giebt es Kinder: William

C. Roosevelt hat 4, Isaac Stern 2, George Jay Gould 5 und John Jakob Astor 1 Kind — das sind 12 Kinder in 45 Familien! Alle die anderen Familien werden über kurz oder lang aussterben, und die kolossalen Vermögen der Whitman, Stevens, Gerry, Bradley, Ogden Mills, Sloane, Whitney, Belmont werden den überlebenden Familien zufallen, deren Reichthum mit der Verminderung ihrer Zahl ins Ungeheure wachsen wird. Bis dahin amüsirt man sich aber glaubt sich zu amüsiren, und — läßt von sich reden. Das scheint das größte Vergnügen dieser Millionäre zu sein. Norvins schließt seine Studie damit, daß er sagt, er brauche sich wegen seiner Indistractionen vor der Gesellschaft, in der er selbst steht, nicht zu fürchten. Die Frauen der fünften Avenue kümmern sich wenig um das, was man von ihnen sagt, wenn man nur überhaupt von ihnen spricht. —

Kunst.

— Im außerordentlichen Etat, der dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, sind auch einige Ausgaben für Kunstzwecke vorgegeben, die für Berlin besonderes Interesse haben. Sehr wichtig für Studiengzwecke ist die beabsichtigte Errichtung einer Sammlung von Photographien nach Gemälden, für die ein Betrag von 30 000 Mark ausgeworfen ist. Es fehlt, wie es in der Begründung heißt, in den öffentlichen Kunstsammlungen der Hauptstadt bisher an einer systematisch angelegten Sammlung von Photographien nach den bedeutenderen Gemälden in- und ausländischer Galerien. Dies wird in weiten Kreisen der Kunstgelehrten, Künstler und Kunstfreunde, denen einer solche Sammlung für ihre Studien unentbehrlich ist, als ein großer Uebelstand empfunden. Da bei dem Kupferstichkabinett Ansätze zu einer Photographien-Sammlung vorhanden sind, wird beabsichtigt, das Vorhandene durch eine einmalige Anwendung so weit zu ergänzen und zur öffentlichen Benutzung herzurichten, daß den interessirten Kreisen das nothwendigste Studienmaterial geboten werden kann. Ferner soll die Stoffsammlung des Kunstgewerbe-Museums, die als die reichhaltigste aller Sammlungen dieser Art einen Ueberblick über die Entwicklung der Kunstweberei vom fünften Jahrhundert bis in die Gegenwart bietet und deshalb von großer wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung ist, durch eine nach einem einheitlichen Plane angelegte Publikation weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Zur Herstellung des Werkes ist ein Staatszuschuß von 75 000 M. erforderlich, von denen 15 000 M. in den Etat eingestellt sind. Der Fond zum Einkauf von Kunstwerken für die Nationalgalerie sowie zur Förderung der monumentalen Malerei und Plastik und des Kupferstichs, der im vorigen Jahre von 300 000 auf 350 000 M. erhöht war, ist auch in diesem Etat auf 350 000 M. festgesetzt. —

Archäologisches.

c. Eine assyrische Abbildung der hängenden Gärten der Semiramis. Von dem Wunderwerk der antiken Gartenbaukunst, den hängenden Gärten von Babylon, von dem die Alten so viel zu rühmen wußten, hatte sich bisher in der keilinschriftlichen Literatur keine Andeutung gefunden. Daß es trotzdem bestanden hat, wird jetzt auch durch ein assyrisches Relief bewiesen, das sich, wie Bruno Meißner in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ mittheilt, im Kellerraum des Britischen Museums, unter noch größtentheils unveröffentlichten Reliefs aus dem Palast Nurbanipals befindet. Wir erhalten dort sehr interessante Illustrationen zu seinen Kriegen gegen die Elamiter, Araber u. s. w. Auf zwei Marmorplatten wird ferner Babylon dargestellt. Auf der einen ist die Stadt eingeschlossen von ihren beiden Mauern und von einem Kanal umflossen. Auf der anderen Platte hat man nun zweifellos eine authentische Abbildung der berühmten hängenden Gärten vor sich. Man sieht auf der linken Seite auf einem natürlichen Hügel einen von Säulen getragenen Tempel. Ein Götterbild steht daneben, zu dem ein breiter Weg aus der Ebene, an einem Altar vorüber hinaufführt. Ihm gegenüber, auf der rechten Seite, sind die hängenden Gärten dargestellt, eine gewaltige, aus Quadersteinen aufgeführte, drei Spigen bildende Subkonstruktion, auf der sich ein Garten mit Pappeln (oder Cypressen) und Weinstöcken erhebt. Zu diesem kann man nur auf einem Pfade gelangen, der über einen natürlichen, an den Garten anstoßenden Berg führt. Einige Schwierigkeiten macht nur die Zeitfrage. Das abgebildete Bauwerk muß schon zur Zeit des assyrischen Königs Nurbanipal, ja sicher schon früher bestanden haben, während Berossus, der sonst viel Vertrauen verdient, sie dem Nebukadnezar zuschreibt, der diese Anlage seiner aus Medien stammenden Gemahlin zu Liebe habe machen lassen. Jedenfalls wird aber Nebukadnezar den bei der Zerstörung Babylons (648) bewülsteten Bau von neuem aufgebaut und erweitert haben, so daß man ihm diese Gründung zuschrieb. Der Erfinder derartiger Gartenanlagen ist er sicher nicht gewesen; denn auch ein anderes Relief, lange vor seiner Zeit, aus dem Palaste Sardanapals zeigt einen Garten mit allerlei Bäumen, der von mehreren Säulenreihen getragen wird. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Geschlechtsbestimmung im Pflanzenreiche. F. Hervey hat im Garten des landwirthschaftlichen Instituts in Halle Untersuchungen über die Regelung der Geschlechtsverhältnisse bei verschiedenen Pflanzen angestellt. Für die Kultur der Pflanzen in gänzlich verschiedenen Bodenarten stand ihm eine geräumige Bodent-

fläche zur Verfügung, die in zwei gleich große Beete getheilt wurde. In einem wurde der Boden bis zu einer Tiefe von 22 Centimetern angehoben und dann mit Sand ausgefüllt. Es wurden hierzu drei Theile Flußsand und ein Theil Komposterde verwendet, um dem rein ausgewaschenen Flußsande der Saale die nöthigen Nährstoffe beizugeben. In dem anderen Beete wurde die fette Gartenerde belassen. Um auch eine verschiedenartige Beleuchtung zu erzielen, wurde über jedem Beete zur Hälfte ein mit Leinwand überzogener Rahmen angebracht. So erhielt Heyer zu seinen Versuchen vier Abtheilungen: beschatteten und unbeschatteten Gartenboden, beschatteten und unbeschatteten Sandboden. Aus der großen Reihe der Heyer'schen Versuchspflanzen sei das Bingelkraut herausgegriffen, weil gerade von diesem auch an verschiedenen Standorten in Wildheit erwachsene Pflanzen berücksichtigt werden konnten. Die bemerkenswerthen Schlüsse, zu denen Heyer auf dem Wege sorgfältiger und nüchternen Beobachtung gelangte, sind nach seinen eigenen Worten: Die Vertheilung der Geschlechter bei Bingelkraut ist keine zufällige, sondern das Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Pflanzen ist an allen Standorten eine feststehende Größe. Die Entstehung der Geschlechter ist daher unabhängig von äußeren Einflüssen, sie erfolgt nach einem inneren Gesetz. Bei einer Zählung von 21 000 wildgewachsenen Pflanzen ergaben sich auf je 100 Weibchen 106 Männchen. Das Geschlecht der zukünftigen Pflanzen ist bereits im Samenorn entschieden und kann durch äußere Einflüsse nicht mehr abgeändert werden. Die Möglichkeit einer willkürlichen Negehung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter erscheint hiermit abgewiesen. —

PhysikalischeS.

— In der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft hielt W. Niehls einen Vortrag über ein neues hochgradiges Quecksilber-Thermometer bis 575 Grad Celsius. Bisher konnten nur Temperaturen von höchstens 550 Grad Celsius mittels Quecksilber-Thermometer gemessen werden. Es müssen dabei diese hochgradigen Thermometer resp. deren Quecksilberfäule stets unter einem hohen Druck stehen, weil sonst die ungehinderte Ausdehnung des Quecksilbers die Glasröhre zersprengen würde. Bei den aus Borosilikatglas gefertigten, bis 550 Grad Celsius zu benutzenden Thermometern beträgt dieser Druck, der durch hydraulisch in die Röhren eingepreßten Stickstoff erzeugt wird, 20 Atmosphären. Einen höheren Druck verträgt dieses Glas nicht. Der Vortragende hat eine Härtestala für Glas aufgestellt, die aus acht Härtestufen besteht; nach dieser Stala fällt das Borosilikatglas unter Stufe 6. Es hat nun der Gedanke nahegelegen, daß sich aus härterem Glase auch für noch höhere Temperaturen brauchbare Thermometer herstellen lassen würden. Die Versuche, die der Vortragende aber mit böhmischem Glas von Kavalier (Wöhmen), das Härte 8 besitzt, gemacht hat, sind sämtlich fehlgeschlagen, weil dieses Glas zu leicht entglaste, und, trotz der besten Feinfehlung, die daraus hergestellten Thermometer zersprangen. Dagegen gelang es ihm, wie die „Bosische Zeitung“ berichtet, aus Jenaer Hariglas von etwa gleicher Härte, das von Dr. Schott und Genossen derart hergestellt war, daß sie ein weites Jenaer Verbrauchrohr zu einem Kapillarrohr ausgezogen hatten, welches die Thermometerrohre abgab, einige vollkommen haltbare Thermometer herzustellen, die nach dem von der Physikalisch-technischen Reichsanstalt ausgestellten Prüfungsschein erst bei 583 Grad Celsius die ersten Spuren der Erweichung des Glases durch Aufweitung des Quecksilbergefäßes aufwiesen, bis 575 Grad Celsius aber durchaus sicher benutzbar sind; Anzeigefehler betragen bis 550 Grad nicht über 1 Grad Celsius. Der Vortragende hat gefunden, daß sich Stickstoff zur Unterdrückhaltung des Quecksilbers über Temperaturen von 300 Grad Celsius nicht mehr recht eignet, und verwendet dafür Kohlensäure, die er aus den bekannten, von Bierdruck-Apparaten benutzten Kohlensäure-Flaschen mit einem leicht am Manometer abzulesenden Drucke von 30 Atmosphären in die zuletzt genannten Thermometerrohre preßt. Für Laboratorien und technische Zwecke bedeuten die von Niehls konstruirten hochgradigen Thermometer einen sehr wesentlichen Fortschritt. Ein Ertrag des Quecksilbers durch Kali-Natrium-Legirungen hat sich praktisch nicht bewährt. —

Technisches.

— Neues Glas-Walzverfahren. Stärkere Glas tafeln werden heutzutage durch Sieben und Auswalzen hergestellt, und zwar wird die flüssige Glasmasse auf einen eisernen Tisch gegossen und mit einer eisernen Walze überfahren. Eine beachtenswerthe Neuerung hat sich P. Th. Sievert in Dresden patentiren lassen, indem er nicht eiserne Flächen zum Walzen verwendet, die der Glasplatte ein rauhes, gehämmertes Aussehen verleihen, sondern weiche und nachgiebige Flächen, welche wasser-durchlässig sind und fortgesetzte Wasserverdampfung gestatten. Neben Holz eignen sich hierzu verschiedene Faserstoffe, wie Asbest, Holz- oder Papierstoff. Aus diesen werden durch Einbinden in eiserne Rahmen Platten oder Walzen hergestellt, welche entweder hohl oder mit Kanälen durchzogen sind, um fortgesetzt Wasser zuzuführen und sie damit gleichmäßig feucht zu erhalten, oder das Wasser wird von außen unter gleichmäßigem Zustuß auf die Oberfläche aufgebracht. Wird nun die heiße Glasmasse zwischen so vorbereitete Flächen gedrückt, so wird unter lebhafter Wasserverdampfung der vorher auf-

gequollene Faserstoff zusammengepreßt und es entsteht eine dichte und glatte Oberfläche. Der Erfinder meint, daß die Dampfspannung hierzu erheblich beiträgt; richtig ist es aber, ihr den Hauptantheil an der Glättung zuzuschreiben, denn die Dampfschicht zwischen Walze und glühendem Glas wird offenbar keine Unebenheiten erzeugen. Die Glasfläche erhält ein glattes, polirtes Aussehen, und rauhe oder gehämmerte Stellen, welche durch Berührung mit Metall entstanden sind, werden geglättet. Diese Neuerung läßt sich unmittelbar zur Herstellung von Glasplatten verwenden oder auch in Verbindung mit Metallflächen, indem man die heiße Glasmasse zuerst auf eine Metallplatte aufziehen läßt, an die sich die durchwärmte Faserstoffplatte anschließt. Um eine Abnutzung der Faserstoffflächen zu verzögern, können dieselben imprägnirt werden; empfehlenswerth ist es auf jeden Fall, die Flächen aus einzeln, leicht auswechselbaren Theilen zusammenzusetzen. Will man die Faserstoffflächen nur zum Glätten der Glas tafeln benutzen, so wälzt man die Glasmasse in bisher üblicher Weise zwischen Metallflächen aus, zieht dann die noch heiße Glas tafel auf eine anschließende durchwärmte Faserstoffplatte und wälzt mit einer ebenfalls aus Faserstoff bestehenden nassen Walze so lange, bis alle rauhen Stellen verschwunden sind, oder preßt die Glas tafel zwischen zwei feuchten Faserstoffplatten. Mit dem eben beschriebenen Nachwalzen oder Pressen vorgewalzter oder vorgepreßter Glas tafeln läßt sich eine Herabminderung der Glasstärke erreichen, da sich die noch heiße, teigige Glasmasse ausziehen läßt, ein Umstand, der von besonderer Bedeutung ist, da sich zwischen Metallflächen nach dem gebräuchlichen Verfahren nur Glasplatten von einer für Fensterglas nicht brauchbaren Dide herstellen lassen. — (Technische Rundschau.)

Humoristisches.

— Falsch verstanden. Dame (zum Vergnügter): „Sind Sie nicht auch immer wie berauscht bei diesem herrlichen Anblick?“
 Führer: „Manchmal scho', aber heunt han i no nig trunka.“ —
 — Ein Räthsel. Chorus der Sonntagsjäger (einen toden Hasen im Kreise umstehend): „Wie mag das Thier nur ums Leben gekommen sein?“ —
 — Ein Stoiker. Frau (wüthend): „Was thust Du denn da, während ich zu Dir rede?“
 Mann: „Ich stenographire die Gardinenpredigt — ich will mal Deine gesammelten Werke herausgeben.“ —
 („Weggend, hum. Bl.“)

Notizen.

— In einer Zuschrift an ein Berliner Blatt äußert sich Walter Leistikow, der Schriftführer der „Berliner Sezession“, über deren Ziele: „Die kleinen Kunstsalons wenden sich an ein kleines, wohlhabendes Publikum, das Geld und Zeit übrig hat, alle drei Wochen die sämtlichen Salons abzusuchen. Unser Ehrgeiz geht weiter. Wir wollen das große Publikum. Wir wollen nicht nur gekauft werden, wir wollen auch verstanden werden von den breiteren Massen, wir wollen diesen Vielen Gelegenheit geben, Gutes zu sehen, Kunst lieben und verstehen zu lernen. So fassen wir eine kulturelle Aufgabe an. Und hierin wünschen wir und hoffen wir auf den Beistand Aller, die es ehrlich meinen mit Kunst und Kunstgessinnung.“ —
 — Die nachgelassene Oper Lorking's „Regina“ wird im Frühjahr auf der Bühne des Opernhauses erscheinen. Das ursprüngliche Libretto war aber zu revolutionär; und so hat dem Adolf L'Arronge auf Bestellung ein neues geliefert. Die Geschichte spielt jetzt, statt im Jahre 1848, in der Zeit der Befreiungskriege. Der Lorking hat ja glücklicherweise nichts mehr zu sagen. —
 — Goldmark's neue Oper „Die Kriegsgefangene“ wurde in der Wiener Hofoper zum ersten Male aufgeführt und sehr günstig aufgenommen. —
 — In Hamburg, München und einigen anderen größeren Städten Deutschlands beabsichtigt man, ebenfalls „Volks-thümliche Kunstausstellungen“ zu veranstalten. —
 — Im Berliner Kunstgewerbe-Museum ist gegenwärtig eine Sonderausstellung von gewebten Stoffen zu sehen. —
 — Das deutsche Gesuch, Ausgrabungen am Orte des alten Babylon vornehmen zu dürfen, wurde von der Pforte genehmigt. Die Expedition unter der Leitung von Dr. Koldewey ist bereits unterwegs. —
 — Im Gartengebüsch bei den städtischen Krankenhäusern an der Ebertsbrücke zu Berlin hält sich zur Zeit eine schneeweiße Drossel auf. —
 — Eine fünf sprachige Monatschrift für Geflügelzucht erscheint seit dem 1. November 1898 in Petersburg. —
 r. Die größte Eisenbahnbrücke der Welt wird die Brücke der sibirischen Eisenbahn über den Jenissei sein, die bereits im Mai nächsten Jahres eröffnet werden soll. Ihre Baukosten belaufen sich auf 2 279 950 Rubel. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. Januar.